

**Martin Kiel**, *Nexus. Postmoderne Mythenbilder – Vexierbilder zwischen Spiel und Erkenntnis. Mit einem Kommentar zu Christoph Ransmayrs „Die letzte Welt“*. (Europäische Hochschulschriften I/1566) Lang, Frankfurt/M. 1996, 252 S., € 40,40.

**Angela Fitz**, *„Wir blicken in ein ersonnenes Sehen“*. Wirklichkeits- und Selbstkonstruktion in zeitgenössischen Romanen. Sten Nadolny – Christoph Ransmayr – Ulrich Woelk. (Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft 60) Röhrig, St. Ingbert 1998. 384 S., € 29,-.

**Esther Felicitas Gehlhoff**, *Wirklichkeit hat ihren eigenen Ort. Lesarten und Aspekte zum Verständnis des Romans „Die letzte Welt“ von Christoph Ransmayr*. (Modellanalysen: Literatur 28) Schöningh, Paderborn 1998. 154 S., € 15,20.

**Barbara Vollstedt**, *Ovids „Metamorphoses“, „Tristia“ und „Epistulae ex Ponto“ in Christoph Ransmayrs Roman „Die letzte Welt“*. (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums N.F. I/13) Schöningh, Paderborn 1998. 201 S., € 32,60.

Es gibt Texte der Gegenwartsliteratur, an denen geht die Literaturwissenschaft vorbei, sie dem Vergessen oder der Wiederentdeckung überantwortend. Es gibt andere, an denen sie sofort Interesse nimmt, um sie, wie es scheint, ihrem Kanon einzuverleiben. Christoph Ransmayrs Roman *Die letzte Welt. Mit einem Ovidischen Repertoire*, Nördlingen 1988, gehört offenbar zur zweiten Art. Weshalb? Was reizt die Literaturwissenschaft an ihm, und zu welchen Reaktionen fordert sie dieser Reiz heraus?

Martin Kiel greift, um den Text der *Letzten Welt* in seiner Struktur darzustellen, zum Modell des Nexus, der Verbindung zwischen zwei Zellen, das er aus der Zytologie entlehnt: „Allgemein gesprochen bieten die *gap junctions* eine Möglichkeit zur Signalübertragung von Zelle zu Zelle, unabhängig davon, ob es sich um Ionenströme oder kleine Moleküle handelt, die durch Veränderung der Enzymaktivitäten steuernd in den Stoffwechsel eingreifen“ (S. 26). Das Konzept des Nexus beschreibt offenbar die chemische und die elektrische Informationsübermittlung zwischen zwei Zellen über eine Brücke, die genau genommen aus einer Zäsur, einem Spalt von drei Nanomillimetern besteht, den das Informieren, soll es gelingen, überspringen muß. Dieses Modell wird nun aber nicht unmittelbar auf den Text der *Letzten Welt* angewendet, sondern dient seinerseits als Vorbild für ein Epochenmodell:

Wenn wir die Postmoderne als Epochenschwelle bezeichnen und die schon angeführten Parameter ergänzen, so ergibt sich eine erstaunliche Denkhähnlichkeit mit dem Nexus. 1. So wird auch ihr der Charakter der Verbindung mit anderen Zeiten zugeschrieben (Zellen beim Nexus). 2. Weiterhin wird behauptet [...], daß sie fragmentarisch sei und nur aus Bausteinen des Davor existiere könne, ohne unmittelbar selbst zu schaffen, und daß sie sich überdies durch eine große Disparatheit (Ordnungsverlust) auszeichnet. 3. Ein weiteres Charakteristikum sei das mehr oder weniger ausgeprägte Reagieren auf bestimmte Signale aus der Zeit davor, ohne selbst zu agieren. (S. 27)

Nimmt man diesen Vergleich ernst, dann bildet die Postmoderne gar keine Epochenschwelle, sondern eine Epochenlücke, die zwar aus den Bausteinen dieses ihres spezifischen Dazwischen (nicht des Davor) existiert, sich aber darin keineswegs „durch eine große Disparatheit (Ordnungsverlust) auszeichnet“. Denn: „Wird in einem Zellverband eine Zelle geschädigt, so sinkt ihr Energiestoffwechsel, [...] und der Kanal verschließt sich. Auf diese Weise ist verhindert, daß schädigende Einflüsse auf andere Zellen übergreifen“ (S. 27). Das spezifische Dazwischen einer so verstandenen Postmoderne existierte nur in einem genau bestimmten Informationsband, das schon durch die leiseste Veränderung seiner Struktur nicht moduliert, sondern annulliert würde. Im weiteren: Wenn die Postmoderne tatsächlich eine Epochenschwelle bildet – von welcher zu welcher Epoche leitet sie dann über? Und welcher gehört der Beobachter an, der sie bestimmt und beschreibt? Und weiter: Wenn der Postmoderne Verbindung mit anderen Zeiten zugeschrieben wird und sie nur aus Bausteinen des Davor existieren kann, „ohne unmittelbar selbst zu schaffen“, was ist sie dann an sich selbst? Ein Phänomen des Rückblicks, der hinzutretenden Reflexion, die zwischen verschiedenen Zeiten (etwa der Moderne) die Zäsur eines genau definierten Informationsbandes anlegt? Kiel verwechselt, scheint uns, Postmoderne und Postmodernität, die zwar Schwellencharakter, aber mit Epochalität nichts zu tun hat.<sup>1</sup> Die „erstaunliche Denkhähnlichkeit“ der Postmoderne „mit dem Nexus“ verflüchtigt sich also bei näherem Hinsehen, was ihrem Autor, der sie konstatiert, nicht entgangen ist: „Zugegeben handelt es sich, wenn man den Nexus nur für sich betrachtet, um einen sehr eingeschränkten Bereich, den ich an dieser Stelle durch sein unmittelbares Umfeld zu beiden Seiten des Nexus erweitern möchte“ (S. 27). Wohin und wodurch wird nun der Nexus erweitert? Wo liegt das unmittelbare Umfeld, durch dessen Einbezug die Operationalität dieses Interpretaments vergrößert und verbessert wird?

Ransmayr steckt mit seinem Roman seine Vorstellung vom Kanon der Welt ab und gleichzeitig die Bausteine, die er dem Nexusbereich entnommen hat. Tomi ist einer dieser Bereiche, in denen die Bausteine aufeinandertreffen. Hier werden die Verbindungen zu allen Zeiten hergestellt und hier treffen sich die Signale für die Zukunft, die immer auch Gegenwart und Vergangenheit sind. Die Zeit mischt sich und besteht nun nur noch aus Bildern, aus Mythenbildern, aus Vexierbildern, die ihrerseits rhizomartig verästelt sind und in die wir unsererseits unser Rhizom legen können. (S. 205)

Nexus und Rhizom gelten der Arbeit demnach als Nachbarn, sogar unmittelbar, so daß beide Modelle, einander berührend und durchdringend, als ein sich in der Anwendung verdoppelndes Interpretament für die Erzählstruktur der *Letzten Welt* genommen werden dürfen. „Im Unter-

<sup>1</sup> Vgl. dazu Jean-Francois Lyotard, „Die Moderne redigieren“. In: Wolfgang Iser (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*. Weinheim 1988, S. 204–214.

schied zu den Bäumen und ihren Wurzeln verbindet das Rhizom einen beliebigen Punkt mit einem anderen; jede seiner Linien verweist nicht zwangsläufig auf gleichartige Linien, sondern bringt sehr verschiedene Zeichensysteme ins Spiel, und sogar nicht signifikante Zustände.“ Kurz: „Im Rhizom geht es [...] um ‚Werden‘ aller Art.“<sup>2</sup> Nexus wie Rhizom stellen Verbindungen her; aber Verbindungen, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Während der Nexus, folgt man der von Kiel zitierten Beschreibung, zwischen zwei benachbarten Zellen den Austausch von Bausteinen und Signalen so regelt, daß er deren Art und Anzahl streng definiert und alles dieser Definition nicht Genügende von der Vermittlung ausschließt, also eine vollständig bestimmte Verbindung zwischen den immer gleichen zwei Punkten herstellt, verbindet das Rhizom einen beliebigen Punkt so mit einem ebenfalls beliebigen anderen, daß die Verbindung in dem Augenblick, wo sie sich knüpft, schon wieder zur Disposition steht und sich in Beziehung auf beliebige andere Verbindungen in eine andere verwandelt. Während der Nexus auf Notwendigkeit, Wiederholbarkeit und Berechenbarkeit beruht, entspringt das Rhizom aus Zufall, Einmaligkeit und Vermutung, das Modell der Metamorphose auf dessen eigenen Prozeß rückschließend und anwendend. Was ergibt sich also, wenn wir Tomi als Ort rhizomartiger Verästelung auffassen, „in die wir unsererseits unser Rhizom legen“? Laut Martin Kiel Folgendes: „Die Zeit, in der [...] alles geschieht, ist keine Strecke; alles modelliert sich durch Bilder, durch ‚images‘, in denen sich sowohl ‚das Wesentliche‘ als auch Themen der Geschichte (Historie), der Kunsttheorie, Film, Philosophie usw. treffen. All dies trifft sich im Nexus Tomi“ (S. 208).

Lassen wir für jetzt dahingestellt sein, ob die Erzählstruktur der *Letzten Welt* ein „Wesentliches“ erzeugt oder ob sie es nur vortäuscht. Folgt sie jedoch dem Modell des Nexus, so bringt sie nur Notwendiges und damit Wesentliches hervor und verkörpert selbst dessen Wesen. Folgt sie hingegen dem Modell des Rhizoms, so bringt sie nur Zufälliges und damit (im Sinne des Wortes) Gelegentliches hervor und verwandelt sich selbst von Gelegenheit zu Gelegenheit. Rhizome kennen kein Wesen, nur Werden. Meint es Kiel mit seiner Analyse in der zitierten Weise ernst, ist der „Nexus Tomi“ durch das „Plateau Tomi“<sup>3</sup> zu ersetzen, und die Interpretation hat das Theorie-Modell des Nexus als für sie überflüssig, ihrer Intention sogar widersprechend zu verabschieden.

Angela Fitz ruft für ihre Interpretationen der *Letzten Welt* ebenfalls eine ursprünglich naturwissenschaftliche Theorie zu Hilfe:

Betrachtet man nun, welcher Art die Geschichten sind, die die Figuren Echo, Arachne und Pythagoras als Nasos Gedanken bzw. Erzählungen wiedergeben, so zeigen sich interessante Parallelen zu manchen vom Radikalen Konstruktivismus vertretenen Rezeptionstheorien. Zwar [!] gibt es von Ransmayr keine Hinweise, ob er sich mit diesen Theorien beschäftigt hat. Aber [!] die Ähnlichkeiten in der Problematisierung des Rezeptionsbegriffs sind so stark, daß man den Roman „Die letzte Welt“ fast [!] als Versuch einer narrativen Umsetzung [!] solcher Überlegungen verstehen kann. Der Radikale Konstruktivismus betont, daß man den Text, den man vorzufinden meint, letztlich selbst konstituiert. [...] Jenseits der vorgeprägten Verfahren, Texte zu verstehen, verläuft ein Rezeptionsakt immer selbstreferentiell. [...] Lebensform, persönliche Bewertungskriterien, das Selbst- und Weltbild und in starkem Maße Emotionen bilden die Basis jeder Textrezeption. (S. 229f.)

Fazit: „Wenn Verstehen nicht von innersystemischen Vorgängen zu lösen ist, kann es eine einzige richtige Lesart eines Textes nicht geben“ (S. 229f.). Der vor allem von Heinz von Foerster und Ernst von Glasersfeld entwickelte Radikale Konstruktivismus zieht die methodologischen und epistemologischen Konsequenzen aus der Autopoiesis-Theorie Humberto Maturanas und Francisco Vare-

<sup>2</sup> Gilles Deleuze / Felix Guattari, *Rhizom*. Berlin 1977 (Paris 1976), S. 34f.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. 35ff.

las, die eine Erklärung dafür zu geben versucht, was die Einheit und Ganzheit von Lebewesen ausmacht. „Als molekulare Systeme bilden sie Netzwerke der Molekülproduktion, worin die aus Wechselwirkungen hervorgehenden Moleküle sowohl das sie erzeugende Netzwerk konstituieren als auch seine Ausmaße und Grenze bestimmen.“<sup>4</sup> Lebende Systeme entwickeln sich also in der Wechselwirkung ihrer Momente, durch die sie sich organisieren, zu einer Struktur, die sowohl das Ausmaß als auch die Grenzen der Handlungsfähigkeit des betreffenden Lebewesens der Möglichkeit nach in sich enthält. Wird diese Struktur von einer Störung (beispielsweise durch einen Text) betroffen, die dem Medium entstammt, in dem sie existiert (beispielsweise einer Gesellschaft), so verändert das lebende System seine Organisation, um sie zu verarbeiten und sie sich so anzueignen. Es aktiviert zu diesem Zweck bis jetzt ungenutzte Strukturpotentiale, ohne die Grenzen seiner Struktur zu überschreiten (was es zerstören würde), kurz: Es agiert als strukturplastisches System.<sup>5</sup>

Man konstituiert also keineswegs den Text selbst, den man vorzufinden meint. Man findet nämlich weder einen Text vor, noch besitzt man ein Selbst, das auf das Vorgefundene reagieren und es nach eigenen Maßstäben konstituieren könnte. Man reagiert vielmehr auf eine Störung aus dem Medium, in dem man existiert, indem man sie den eigenen Strukturen integriert und damit sein immer nur augenblicklich bestimmtes Selbst – das man nie ‚hat‘ – um- und Neubestimmt.

In kognitiven lebenden Systemen, die der Repräsentation fähig sind, kann dieser Integrationsprozeß die Gestalt einer Subjekt/Objekt-Beziehung annehmen (beispielsweise die einer Beziehung zwischen einer InterpretIn und ihrem Text), und das sich dergestalt selbst beobachtende System vermag Beschreibungen über den Verlauf dieser Beziehung anzufertigen. Lebende Systeme leben selten allein. Das Medium, in dem sie leben, nach dessen Anstößen sie agieren, ist meist der Kontakt mit anderen lebenden Systemen. Besteht nun dieser Kontakt in Störungen, die sich nach einem bestimmten Muster wiederholen, macht sich das System ein Bild dieses Musters und schließt aus dessen Wiederholung auf Identität, also auf ein anderes lebendes System, das sich ebenso verhält, wenn ihm dasselbe widerfährt. Diese strukturelle Koppelung führt zur Institution eines konsensuellen Bereichs, in dem die beiden Systeme die Vorstellungen, die sie voneinander haben, austauschen und in gemeinsamer Vorstellung dieser Vorstellungen vereinbaren können.<sup>6</sup> In einem solchen konsensuellen Bereich (beispielsweise dem des Vergleichs verschiedener Interpretationen desselben Textes) können die beteiligten Systeme über die rekursive Reflexion der Vorstellung ihrer Vorstellungen qualifizierende Logiken anfertigen, die den Unterschied von schön und häßlich, gut und böse, wahr und falsch zu regeln vermögen. Es trifft also keineswegs zu, daß es unter den Prämissen des Radikalen Konstruktivismus eine einzig richtige Lesart eines Textes nicht geben kann. Im Gegenteil: Eine Literaturwissenschaft, die sich methodisch nach dem Radikalen Konstruktivismus richtet, erblickt den Nutzen ihrer Arbeit darin, an literarischen Texten Beschreibungen von Denk- und Handlungsweisen herzustellen, die intersubjektivität, Kommunikabilität, Grammatikalität, Syntaktizität und Semantizität sowie interpersonelle Verifizierbarkeit aufweisen. An der Autopoiesis-Theorie sich orientierende Wissenschaft behandelt den literarischen Text als Vorstellung eines besonderen konsensuellen Bereichs mit spezifischen Potentialen, während die fortlaufend integrierende Interpretation von Störungen, auch durch einen literarischen Text, nur zur Kunst der selbsterhaltenden Selbstveränderung eines einzeln lebenden Systems gehört. Demgemäß „kann man feststellen, daß das Interpretieren als eine wissenschaftliche Tätigkeit ausfällt. Es scheitert [...] an den Forderungen der intersubjektiven Ausführbarkeit,

<sup>4</sup> Humberto Maturana, *Was ist Erkennen? Mit einem Essay zur Einführung von Rudolf zur Lippe*. München – Zürich 1994, S. 35.

<sup>5</sup> „Autopoietische Systeme sind [...] strukturplastische [...], aber organisationsinvariante Systeme, d.h. die Identität des Systems bleibt so lange gewahrt, wie es seine Organisation invariant hält. Die Organisation bildet damit logisch betrachtet den Möglichkeitsraum der Strukturvarianz eines autopoietischen Systems“ (Hans Rudi Fischer, „Murphys Geist oder die glücklich abhanden gekommene Welt. Zur Einführung in die Theorie autopoietischer Systeme“. In: ders. [Hg.], *Autopoiesis. Eine Theorie im Brennpunkt der Kritik*. 2., korrigierte Aufl. Heidelberg 1993, S. 9–37, hier S. 22).

<sup>6</sup> Vgl. dazu Humberto Maturana, „Kognition“. In: Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/M. 1987, S. 89–118, hier S. 108ff.

Verallgemeinerbarkeit, der intersubjektiven Vorteilhaftigkeit, der Kommunikabilität und der interpersonellen Verifizierbarkeit“.<sup>7</sup>

Die Analyse der Erzählstruktur des Romans, die Angela Fitz vorlegt, bestätigt die oben festgestellte Unvereinbarkeit, indem sie, ohne es zu bemerken, eine ganz andere Methode beschwört:

Die metapoetische Reflexion, daß Texte nichts Starres sind, sondern im Moment der Rezeption immer neue Gestalten annehmen, findet sich im Roman „Die letzte Welt“ auf dreifache Weise verbildlicht: Zum einen entziffern die einzelnen Figuren die „Metamorphosen“ gemäß individuellen Präferenzen. Zweitens wird in der „Letzten Welt“ die Metapher von der lebendigen Literatur wörtlich genommen und als zentrales Moment in die Handlung integriert, nämlich indem Figuren Verwandlungen durchmachen, von denen Literatur erzählt. Und drittens sind mit dem Roman „Die letzte Welt“ neue Varianten zu Ovids „Metamorphosen“ geschaffen. Berücksichtigt man diese Vielfalt an Geschichten [...], so wird deutlich, daß die Vergänglichkeitsmotivik nicht dazu dient, Kulturzerfall darzustellen. „Die letzte Welt“ bearbeitet vielmehr das Problem, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit ein literarisches Werk nicht verloren geht: Die Möglichkeit des Wandels ist die Grundvoraussetzung seines Überlebens. Das ewig Gültige, Dauernde, Vollständige hingegen bedeutet Stillstand und letztlich Untergang. (S. 242)

Dem kann man zustimmen, ohne dafür den Radikalen Konstruktivismus bemühen zu müssen. Im Gegenteil: Daß ein literarisches Werk in der Literaturgeschichte verloren geht, sobald sein Sinnpotential sich erschöpft hat, weil es dann zu einem historischen Monument erstarrt, während es in ihr lebendig und gegenwärtig bleibt, solange es seine Identität zu neuen Möglichkeiten des Sinnverstehens zu entwickeln vermag,<sup>8</sup> ist schon ein zentraler Topos der Hermeneutik: „Die Ausschöpfung des wahren Sinns aber, der in einem Text [...] gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluß, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozeß [...]. Es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren. Der Zeitenabstand [...] hat nicht eine abgeschlossene Größe, sondern ist in einer ständigen Bewegung und Ausweitung begriffen“.<sup>9</sup>

In beiden Arbeiten, scheint uns, flacht die Bedeutung der für die Interpretation herangezogenen naturwissenschaftlichen Theorien bei genauem Hinsehen zur Faszination durch einen ungewöhnlich verwendeten Begriff oder die überraschend radikale Fassung eines traditionellen Grundsatzes ab, deren praktische Umsetzung die Textanalyse schließlich wieder auf vertraut hermeneutischen Boden zurückführt. Gegenüber solch mindestens voreiligem Gebrauch naturwissenschaftlicher Theorien gilt unseres Erachtens die Warnung zu Recht: „Die Naturwissenschaften sind mehr als ein Reservoir an Metaphern, die darauf warten, in den Humanwissenschaften verwendet zu werden.“<sup>10</sup>

Esther Felicitas Gehlhoff orientiert sich in ihrer Arbeit eingehend an der zur *Letzten Welt* bereits vorliegenden wissenschaftlichen Literatur sowie an der Literaturkritik, insbesondere aber an der Untersuchung von Martin Kiel, deren Methodik und deren Resultat sie uneingeschränkt zustimmt. Ihr Interesse an dieser Orientierung gilt jedoch dem Nachweis, daß es sich bei Ransmayrs Buch um einen typisch postmodernen Roman handelt.

<sup>7</sup> Gebhard Rusch, „Autopoiesis, Literatur, Wissenschaft. Was die Kognitionstheorie für die Literaturwissenschaft besagt“. In: Schmid (Anm. 6), S. 374–400, hier S. 389f.

<sup>8</sup> Wie es Ovid in der Geschichte von Acis und Galatea erzählt: „Und doch war es auch so noch Acis, nur daß er sich in einen Strom verwandelt hatte, und der Fluß behielt den früheren Namen“ (Metamorphosen XIII, 896f.).

<sup>9</sup> Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*. Tübingen 1965, S. 282.

<sup>10</sup> Alan Sokal / Jean Bricmont, *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen*. München 1999 (New York 1998), S. 234.

Postmodernität versteht sie bei diesem Anspruch als „ein polymorphes Denkbild [...], dessen Schlagwort-Charakter im ‚Streit um die geistige Gestaltung der Gegenwart‘ völliger Disparatheit Platz gemacht zu haben scheint“ (S. 15).<sup>11</sup> Demzufolge muß die Interpretation darauf ausgehen,

einander beleuchtende, offene Positionen zu finden bzw. eine dynamische Variabilität, die der besprochenen Komplexität Rechnung trägt. Nur eine Ausweitung bisheriger Interpretationsansätze, die nämlich statt des Ariadnefadens Spielarten und Verästelungen, den Weg selbst zum Ziel hat, ist für mögliche Einsichten in den Metatext und damit in das Wesentliche der Romanaussage, nutzbar. (S. 17)

Wie vermag ein polymorphes, sich in Spielarten und Verästelungen zerstreues Denkbild wesentlich zu sein, wo doch das Wesen die „sich setzende Einheit der Unmittelbarkeit und der Vermittlung“ ist,<sup>12</sup> die Präsenz, die Totalität und die Notwendigkeit? Stellen wir jedoch diesen sich aufdrängenden Einwand erst einmal zurück und sehen wir zu, ob er sich im Gang der Textanalyse von selbst berichtigt. Ihr geht es um den Nachweis, „daß die Zeit-Transzendenz in der *Letzten Welt* von elementarer Bedeutung und zentrales Anliegen ist“ (S. 41). Dieses „Ineinander des Zeitenflusses“ (S. 47) kennzeichnet vor allem Cotta, den Stellvertreter des Erzählers im Text, die Dame auf seinem Schachbrett. „In Cottas Bewußtsein findet schließlich der Zusammenschluß von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und somit aller Zeiten statt [...]. Klar steht ihm die Erkenntnis vor Augen, daß die Fähnchen vergangene wie zukünftige Zeiten bereits verzeichnet haben, und auch sein eigenes (gegenwärtiges) Schicksal Bestandteil von ihnen sein muß“ (S. 50f.). Dieser Zusammenschluß bestimmt darüber hinaus die Wirklichkeit, die das Erzählen der *Letzten Welt* herstellt: „Die Fiktionalität des Ortes Tomi, die durch das Außerkraftsetzen von Naturgesetzen und Realitätskonzepten erreicht wird, ist kongruent mit der gesamtheitlich dargestellten Auflösung von Zeit“ (S. 55).

Alles in allem befindet sich Gehlhoff zufolge der Leser beziehungsweise die Leserin in der *Letzten Welt* „in einem Imaginationsraum, der zentralen Aspekten postmodernen Denkens entspricht“ (S. 67). Diese zentralen Aspekte und damit (also doch) wesentlichen Bestimmungen postmodernen Denkens liegen offenbar in einem Zeitkonzept, das den Zeitfluß in einen Zeitpunkt umzubilden sucht, in einen absoluten Ort, an dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem reinen Jetzt koinzidieren und kooperieren. Abgesehen davon, daß diese Sichtweise nur die erzählte Zeit berücksichtigt und die Erzählzeit außer Acht läßt, in der ein auktorialer Erzähler mit den alten Mitteln der Dehnung und Raffung, der Analepse und der Prolepse in traditioneller Sorgfalt haushaltet: Läge die „postmoderne Botschaft“ (S. 39) der *Letzten Welt* in der Entwicklung dieses Zeitkonzeptes, stammte sie aus der Vormoderne. Sie enthielte und vermittelte eine Vorstellung zeitloser Zeit, deren Geschichte vom πάντα ἐν τῷ νῦν des späten Neuplatonismus über das ‚nunc stans‘ der Scholastik und das ‚ewige nu‘ Meister Eckharts bis zum ‚anderen Zustand‘ in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* reicht.

Eine ganz andere Absicht verfolgt Barbara Vollstedt: „Viel wichtiger als zu erkennen, welche Geschichten Ovids Ransmayrs Roman zugrunde liegen, ist es darüber hinaus zu untersuchen, *wie* diese Geschichten verarbeitet werden.

<sup>11</sup> Schon in diesem Satz begegnet den Lesern jener bestürzend nachlässige Umgang mit Metaphern, der leider die ganze Arbeit durchzieht. Wie stellt sich die Autorin den „Schlagwort-Charakter“ eines „Denkbildes“ vor?

<sup>12</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke in 20 Bänden*. Hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Bd. 8: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830). *Die Wissenschaft der Logik*. Frankfurt/M. 1970, S. 156.

Das ist das Ziel dieser Arbeit“ (S. 15). Sie bezieht also den Text der *Letzten Welt*, statt ihn mit naturwissenschaftlichen Theorien oder Epochenkonzepten zu vergleichen, vorgängig auf den Intertext, durch den er sich konstituiert, um zu zeigen, welche Gestalt er auf welche Weise in diesem Prozeß annimmt. Sie obliegt diesem Geschäft, wenn wir recht sehen, mit überzeugender philologischer und dokumentarischer Sorgfalt, der man hier und da einen etwas zugriffigeren Umgang mit der vorliegenden wissenschaftlichen Literatur und etwas mehr Skepsis gegenüber den Darlegungen wünscht, mit denen der Verfasser der *Letzten Welt* seine Funktion als Autor beschreibt.

Betrachtet man [...] die *Metamorphosen* insgesamt, wird deutlich, daß [...] helle Szenen mit den dunklen abwechseln, und die wenigen vorwiegend dunklen Bücher strahlend hell enden [...]. Ovid beschreibt den Menschen in seiner Totalität, seine guten und schlechten Eigenschaften, seinen ideellen und seinen physischen Teil (S. 64).

## Demgegenüber

bevorzugt es Christoph Ransmayr jedoch, sich insbesondere mit den dunklen Seiten des Menschen auseinanderzusetzen [...]. Ransmayrs unbegründete Metamorphosen wirken archaischer als Ovids Erklärungsversuche, weil [...] rationale Erklärungen versagen. Sie werden Abbild für die Unbegreiflichkeit und Unbeherrschbarkeit der Welt und lassen den Weg der menschlichen Gesellschaft zurück in archaische und barbarische Zeitalter erahnen, der dem Leser als möglichst wahrscheinlich und realistisch suggeriert werden soll. (S. 65f.)

Die *Metamorphosen* sind demzufolge jederzeit bemüht, eine zweite Wirklichkeit zu schaffen, die der ersten in allen Stücken ähnelt, ohne mit ihr übereinzustimmen. Die Konsistenz dieser zweiten Wirklichkeit wird durch Erklärungen und Begründungen, Ursprungs- und Traditions-Erzählungen immer wieder sorgfältig abgesichert, ohne daß sie dadurch den Anschein zu erwecken versuchte, die erste zu sein: „Weder Ovid noch sein Publikum glaubten [...] an Metamorphosen in der wirklichen Welt [...]. Dies macht Ovid auch selbst deutlich, indem er sich immer wieder mit seinem Leser über den fiktiven Charakter seiner Verwandlungen verständigt“ (S. 84). Die Erfindung der Wirklichkeit bedarf ständiger Auf- und Nachzeichnung und leugnet dieses Bedürfnis nirgends. Demgegenüber meiden die Verwandlungen der *Letzten Welt* durchgängig derart erklärende und begründende Rationalität.<sup>13</sup> Sie stellen sich, als wären sie unmittelbar real, einfach und unhinterfragbar da seiend, erste und nicht zweite Wirklichkeit, also einer Fiktion entstammend, die ihre Verleugnung fingiert. Ihre Wirklichkeit beruht auf der Erfindung eines Erfindens, das keiner Aufzeichnung mehr bedarf. Dieses Muster des intertextuellen Verhältnisses zwischen den Verwandlungen der *Metamorphosen* und denjenigen der *Letzten Welt*, wie es in Vollstedts Arbeit sichtbar wird, wiederholt und bestätigt sich an ihrer Darstellung des Exils von Ovid auf der einen und von Naso auf der anderen Seite. Der Dichter der *Metamorphosen* leidet zunächst daran, daß die barbarischen Geten kein Latein verstehen und über seine Sprache spotten, aber er führt sein poetisches Werk nicht nur in regem Kontakt mit seinen Freunden in Rom weiter, sondern er lernt Getisch und dichtet schließlich sogar in dieser Sprache. „Ovid feiert neue Triumphe: Tomi und die umliegenden Städte sprechen ihm öffentlich Lob aus und befreien ihn von der Steuerpflicht“ (S. 179). Der Erfinder der Wirklichkeit nimmt nach kurzer Verstörung und Unterbrechung seine Arbeit in der alten Weise und mit dem alten Erfolg wieder auf. Naso hingegen „wird von den meisten Bewohners Tomis ignoriert [...]. Das positive Bild eines Künstlers, der Wirklichkeit auf seine Weise erfaßt und dadurch das Leben seiner Mitmenschen bereichert, lebt nur in der Erinnerung Cottas“ (S. 180f.). Folglich ist „die einzige Verwandlung, die Naso noch durchmachen kann, die, sich selbst zum Gegenstand von Literatur zu machen [...]. Ransmayr läßt Naso zu Natur werden, nachdem dieser jede Geschichte bis an ihr Ende erzählt hat [...].

<sup>13</sup> Ob sie damit archaischer und barbarischer werden oder nur das Verhältnis von Mythos und Ratio anders als in der *Dialektik der Aufklärung* einzurichten trachten, ist dabei vorderhand noch eine offene Frage. Vgl. dazu die nachdenkenswertesten Überlegungen bei Vollstedt, S. 94f.



Naso ist nicht mehr als Person, sondern nur noch in seinem Werk präsent“ (S. 181f.). Der Erfinder einer Wirklichkeit, die ihre Erfundenheit im Prozeß ihrer Erfindung verbirgt, teilt schließlich ihr Schicksal. Eine bis an ihr Ende, bis ans Ende ihrer Erzählbarkeit erzählte Geschichte wird unmittelbar Realität und damit vom Standpunkt des Erzählens und seines Autors aus Natur, die er annimmt, wenn er, wie nicht anders möglich, mit seiner Geschichte bis an ihr Ende geht.<sup>14</sup>

Soweit klärt Vollstedts Arbeit mit Hilfe intertextueller Analyse die Theorie, die der Text der *Letzten Welt* sich kraft seines Konstitutionsprozesses von sich macht. Welche Theorien man unter welchen Bedingungen heranziehen kann, um die kultursymbolische und kulturhistorische Bedeutung jener Theorie vergleichend auszumachen, wäre jetzt zu klären.

Wir kommen zum Schluß und damit auf unsere Ausgangsfrage zurück. Wo liegt das Interesse der Literaturwissenschaft an der *Letzten Welt*, das sie, wie wir gesehen haben, zu so mannigfaltigen Reaktionen reizt, ursprünglich verborgen?

Außer derjenigen von Barbara Vollstedt verzichtet keine der hier behandelten Arbeiten darauf, den Schlußsatz des Romans zu zitieren und in ihrem Sinne zu kommentieren:<sup>15</sup> „Die Erfindung der Wirklichkeit bedurfte keiner Aufzeichnungen mehr.“<sup>16</sup>

Das Zeichen ist eigentlich der Ort, an dem alle Differenz entspringt. Es unterscheidet sich vom Bezeichneten überhaupt ebenso wie von allen übrigen Zeichen. Es existiert so rein als Markierungspunkt dieses allseitigen Unterschieds, daß es sich sogar von der Beziehung unterscheidet, die es mit anderen Zeichen eingeht, um ein Bedeutungsgeflecht und schließlich Sinneinheit herzustellen, obwohl es diesen Unterschied darin ebenso sehr vernichtet, wie es ihn sich vorbehält. Eine Er-Findung der Wirklichkeit, bei der etwas Wirkliches aus etwas Wirklichem gefunden werden soll (so die ursprüngliche Bedeutung der Vorsilbe Er-), ist ohne Aufzeichnungen, ohne sinngebenden Zeichenverweis von Etwas zu Etwas nicht möglich. Eine Erfindung der Wirklichkeit, die keiner Aufzeichnungen mehr bedarf, hört also auf, Erfindung vorzustellen, und fällt mit einfachem Dasein unmittelbar zusammen. Eben damit hört aber auch die Wirklichkeit auf, Wirklichkeit, systematische oder organische Vermittlung von Wirkendem und Bewirktem zu sein, und fällt mit einfacher Realität unmittelbar zusammen. Die *Letzte Welt*, die, wie die hier behandelten Arbeiten gezeigt haben, sich mit den *Metamorphosen* Ovids in immer neuen Wendungen verschränkt und verflcht, bis sogar dem Roman als Schriftzeichenwerk seine Gestalt nicht mehr bleibt, scheint auf eine allerletzte Weltgestalt unmittelbar einfacher Totalität und Präsenz hinauszulaufen, auf jene reine Identität, die in und mit aller Differenz und darin zugleich über sie hinaus ist: „Wie das nachgiebige Wachs neue Formen annimmt, nicht bleibt, wie es gewesen ist, und nicht die gleiche Gestalt bewahrt, aber dennoch dasselbe ist, so ist die Seele stets dieselbe“, lehrt Pythagoras im XV. Buch der *Metamorphosen* Ovids (V. 169–171). Ob es diese die

<sup>14</sup> Kein Wunder, daß ein klassischer Philologe wie Manfred Fuhrmann diesem Ausgang verständnislos gegenübersteht: „Der Schluß [...] ist wohl nicht einmal eine Notlösung“ (*Arbitrium* 7 [1989], S. 250–254, hier S. 254).

<sup>15</sup> Das hindert allerdings Martin Kiel und Esther Felicitas Gehlhoff nicht daran, ihn falsch zu zitieren.

<sup>16</sup> Christoph Ransmayr, *Die letzte Welt*. [Ungekürzte Ausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag], Frankfurt/M. 1991, S. 287.



Rede- und Erzählfiguren des Romans, die sich anscheinend ganz in Differenz und Disharmonie, Verwandlung, Zerstreuung, Verwüstung erschöpfen, von Anfang an begleitende Tendenz zu aufhebender Einheit ist, die die Verfasserinnen der hier behandelten Arbeiten dazu veranlaßt, ihn unermüdlich auf Theorien zu beziehen, die davon ausgehen, „daß alle Wissenschaft [...] es mit der Transformation von Differenzen in Differenzen zu tun hat und daß Einheit eigentlich nur als unscharf gesehene Differenz von Bedeutung ist“?<sup>17</sup>

Der viel zitierte Satz ist allem Anschein zuwider nicht der Schlußsatz des Romans. „Die Erfindung der Wirklichkeit bedurfte keiner Aufzeichnungen mehr.“ Aber einer Aufzeichnung bedarf sie doch noch.

Die einzige Inschrift, die noch zu entdecken blieb, lockte Cotta ins Gebirge: Er würde sie auf einem im Silberglanz Trachilas begrabenen Fähnchen finden oder im Schutt der Flanken des neuen Berges; gewiß aber würde es ein schmales Fähnchen sein – hatte es doch nur zwei Silben zu tragen. Wenn er innehielt und Atem schöpfte und dann winzig vor den Felsüberhängen stand, schleuderte Cotta diese Silben manchmal gegen den Stein und antwortete *hier!*, wenn ihn der Widerhall des Schreis erreichte; denn was so gebrochen und so vertraut von den Wänden zurückschlug, war sein eigener Name. (*Die letzte Welt* [Anm. 16], S. 287f.)

Die letzte in der allerletzten Welt noch übrige Aufzeichnung, unter Glanz oder Schutt begraben (was dort, wie wir wissen, zwei und dasselbe ist), umfaßt nur zwei Silben: den Namen des letzten Bürgers dieser Welt. Cotta scheint sein Zeichen zu suchen, es aber ebenso sehr auch immer schon gefunden zu haben, denn er spürt es überall auf und weiß sich überall von ihm betroffen. Was von den Steinen antwortet, wenn er ihnen seinen Namen zuschreit, tönt einerseits so vertraut, als wäre er überall vergraben, mit seinem Grab also eins und in seiner Verborgenheit reine Oberfläche, andererseits so gebrochen, als fände er nicht ganz zurück, als bräche sich der Hall an seiner Reflexion, vergrübe sich in ihr und wäre an ihrer Oberfläche reine Verborgenheit. Ich nenne mich bei meinem Namen, während ich von dem fremden anderen, das er, mich nennend, ausschließt, bei ihm benannt werde, als sei dieses fremde andere in jenem Ausschuß mein tieferes, eigentlicheres Selbst, könnte Cotta überlegen, wenn er auf seinem Weg ins Gebirge noch überlegte. „Die Wurzel des Verstandes ist  $A = A$ ? nein!  $A = B$ , der Glaube, daß zwei gleiche Dinge da sind.“<sup>18</sup> In der allerletzten Welt, in der Cotta und mit ihm der Text des Romans verschwinden, werden das Wissen des Verstandes um die Differenz in der Identität und der Glaube des Verstandes an die Identität in der Differenz eins und dasselbe. Damit verschwindet auch er.

Universität Basel  
Deutsches Seminar

Nadelberg 4  
CH-4051 Basel

wolfram-malte.fues@unibas.ch

Wolfram Malte Fues

<sup>17</sup> Niklas Luhmann, „Autopoiesis als soziologischer Begriff“. In: ders., *Aufsätze und Reden*. Hg. von Oliver Jahraus. Stuttgart 2001, S. 137–158, hier S. 152.

<sup>18</sup> Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden*. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2., durchgesehene Aufl. München 1988, Bd. 9: *Nachgelassene Fragmente 1880–1882*, S. 236.